



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dorfleben in Mecklenburg. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dorfleben in Mecklenburg.

I.

Der Nachtwächter hat sein letztes „Getute“ in der schon grauenden Morgen-
dämmerung ertönen lassen, und geht nun rascher als gewöhnlich seiner niedern Woh-
nung zu, noch spärliche Stunden des Schlafes zu finden, bevor die harte Arbeit des
Tages ihn wieder aufruft. Auf den Höfen werden die Hähne rege, und begrüßen sich
gegenseitig durch lautes Gefrähe, das gleich einem Signalaruf durch das ganze
Dorf läuft. Oben am Kopf des Kirchthurns kehrt die Gule von ihren nächtlichen
Streifzügen heim in das warme Nest, dort den Tag in abgeschlossener Ruhe zu
verträumen. Der Darreborer (Storch) auf des „Schulten“ Dach erhebt sich
aus dem hohen Dornenneste, und reckt bedächtig die langen Flügel, schaut sich mit
weitvorgebogenem Halse die Gegend an, und verkündet durch weitgeschallendes Ge-
klapper den übrigen Genossen, daß er munter sei. In den von starkem Nachthau
weißgesprenkelten, glitzernden und blizenden Hecken, Büschen und Bäumen der
Banerngärten werden allmählich die kleinen Singvögel lebendig. Im Innern
der Rathen, die durch kleine Gärten getrennt in langer unregelmäßiger Reihe sich
erstrecken, werden Zeichen des Erwachens sichtbar. Hier und da knarrt eine
Thür, und aus dem Dunkel des Hauses tritt in Holzpantoffeln, großen bis an
die Knie reichenden wollenen Strümpfen und engen kurzen Leinwandhosen, die
Kniebänder aus Bequemlichkeit noch lose herabhängend, das nicht mehr recht weiße
Gemd oben am Halse noch offen, so daß die haarige Brust dadurch sieht, ein
Tagelöhner heraus, reibt sich noch halb schlaftrunken mit der braunen, schwieligen
Hand die Augen und schaut bedächtig umher, das Wetter zu erkunden. Am
Feuer des Heerdes, welches durch die offene Thür durchscheint, bereitet die
Frau im tiefsten Negligé aus wenigen Kaffeebohnen, Cichorien und Syrup den
gelben, fälschlich Kaffee genannten Morgentrank, der mit einem derben Stück
Schwarzbrod das erste Frühstück bildet.

Auch auf des „Schulten“ großem Hofe, der, von weitläufigen Gärten und
Grasfoppeln umgeben, am Ende des Dorfes liegt, wird es lebendig. Ein 4—5 Fuß
Grenzboten. III. 1834.

hoher Zaun aus Weidenbüschen geflochten, oben mit einem Kranze von Dornen belegt, trennt Hof, Garten und Koppel von der ungepflasterten, je nach der Witterung entweder sandigen, oder schmutzigen Dorfstraße. Ein breites, schlecht aus ungehobelten Bretern zusammengeschlagenes Hoftor hängt lose in zwei etwas stärkeren Pfählen, läßt sich aber nur mit Mühe schließen, daher es gewöhnlich in der Nacht offen steht, oder höchstens halb angelehnt wird. Mehrere Flügel von Gänzen, oder auch andern Raubvögeln, sind an den einen Pfahl angenagelt, weil dies heilsame Wirkung auf das ein- und austreibende Vieh äußern, und die Hexen abhalten soll. Von dem Thor führt ein schlecht gepflasterter und noch schlechter unterhaltener Steindamm in die große Hauptthür des Wohnhauses, welches ungefähr 23 Schritt davon liegt. Diese, gleich kunstlos wie das Hoftor gearbeitet, ist von der Höhe und Weite, daß ein voller Kornwagen ungehindert hindurchfahren kann. Tritt man in dieses Tag und Nacht offenstehende Haus-
 thor, so befindet man sich in einem hohen, weiten Raum ohne Fenster, der sein Licht allein durch die offenstehende Thür erhält. Die aus festem Lehm geschlagene Diele desselben dient zum Dreschen, oder es stehen beladene Wagen darauf, da sie doch breiter als die Hausthür ist, und fast so lang, als das ganze Haus selbst. Glänzend schwarz von Rauch gebeizt, der vom Heerde kommend durch alle Fugen und Löcher sich einen Ausweg sucht, denn der Gebrauch des Schornsteins ist in den meisten Mecklenburgischen Bauernhäusern noch unbekannt, ist alles Holzwerk aus dieser „Dahl“ (Diele). Am Ende derselben, der Thür gegenüber, schließt eine Lehmwand von 4—5 Fuß die Küche von dem übrigen Raum ab. Ein aus Steinen gemauerter Heerd, auf dessen einer Seite ein großer eiserner Kessel hängt, rings herum mit einer Borde für die irdenen Teller und Schüsseln umgeben, an der Seite der Lehmwand einige Wassereimer, Grapen, eine Biertonne, ein Butterfaß bilden die Ausstattung dieser Küche. Da sie ihr Licht nur von der Diele empfängt, so ist sie nie hell. An beiden langen Seiten der Diele, nur durch eine niedrige, oft nur aus Holzstämmen bestehende Wand von derselben getrennt, sind die Ställe für das Rindvieh und die Pferde, gewöhnlich 18—24 Kühe und 5—8 Pferde enthaltend. Die Thiere schauen mit den Köpfen frei in den Dielenraum hinein, und können, da die Rausen und Krippen auf der niedern Scheidewand angebracht sind, sehr bequem von derselben aus gefüttert werden. Am Ende jeder dieses Ställe, nach der Küche zu, befindet sich auf jeder Seite eine kleine Kammer, die auch ein winziges Fenster nach außen hat, und aus der eine Thür nach der Diele führt. Die Kammer auf der Seite des Pferdestalls enthält die „Laden“, Koffer der Knechte und das zweischläfrige Bett, in dem die beiden Pferdeknechte schlafen, die auf der Seite des Kuhstalls die gleiche Einrichtung für die beiden Dienstmädchen. So schläft Jedes an der Seite des Viehes, das seiner besondern Pflege anvertraut ist, und da die Zwischenräume oft sehr mangelhaft sind, so kann es sein, daß ein Pferd in das Bett des Knechtes mit dem Kopfe schnuppert, oder eine Kuh in das der Magd.

Die Deckräume des hohen Mittelraumes, der höher als ein volles Fuder ist, und der beiden Ställe an den Seiten, die viel niedriger sind, ist aus dünnen unbehauenen, oft 1 Fuß von einander liegenden Tannenstämmen gebildet. Zwischen den weiten Fugen derselben blickt das Korn oder Heu hervor, welches bis in den obersten Giebel reicht. Nur über dem Pferdestall ist ein kleiner festerer Raum, wo die Häckerlinglade und das Bett des Pferde- und Kuhhirtenjungen steht, die auf Leitern ihren Schlafplatz erklimmen müssen. Wo die Küche anfängt, hört die Strohlage auf, und bis zum obersten Dachsparren ist ein freier Raum, der „Wiemen“ genannt. Hier hängen, dem beständigen Rauch ausgesetzt, die vielen Schinken und langen Mettwürste, der Stolz der Bauernfrau, die Sehnsucht des fechtenden Handwerksburschen. Neben der Küche vorbei führt ein schmaler Gang zu einer kleinen Thür („Binnendöhr“) und durch diese in den Grasgarten. Hinter der Küche, so daß man gewöhnlich durch diese erst hineintreten kann, ist die „Dönzl“ (Wohnstube des Bauern). Ein großer braun angestrichener Schrank mit blauen Kanten und einem flammenden Herzen in der Mitte zieht zuerst den Blick auf sich. In den obern Fächern desselben steht die Milch, welche zum Abrahmen bestimmt ist, in den untern Abtheilungen Brod, Käse und Tabak. Neben diesem Schrank schmurt in grünem Bretergehäuse die Schwarzwälder Uhr. Der große Ofen, aus Backsteinen plump aufgemauert und so eingerichtet, daß er vom Küchenheerd mit geheizt wird, nimmt den letzten Platz an dieser Seite des Zimmers ein, und läßt kaum noch für einen aus Weiden geflochtenen Lehnstuhl Raum. Dieser, dessen Sitz durch eine Menge alter Kornsäcke noch bequemer gemacht wird, ist der Ehrenplatz des Hausvaters, auf dem er die langen Winterabende in halbem Schlummer zu verträumen pflegt. Der Thür gegenüber an der andern langen Seite der Stube sind zwei größere Glasfenster mit vielen kleinen Scheiben, die in den Grasgarten gehen. Da sie oft verquollen sind, so ist ihre Oeffnung und Schließung beschwerlich, so daß gerade nicht die beste Atmosphäre in diesem Zimmer zu herrschen pflegt. Unter den Fenstern läuft eine lange Holzbank entlang, vor welcher ein großer Tisch aus braungemaltem Tannenholz mit vielen „Schubladen“ steht. Einen Fuß von der Decke, so daß man bequem mit der Hand hinaufreichen kann, läuft eine hölzerne Borde durch den größten Theil des Zimmers; die verschiedensten Gegenstände liegen darauf in bunter Unordnung neben einander. Ein Paar alte Stiefeln neben einer Butterdose, ein zerlesenes Gesangbuch neben einem Kamm, ein Strickstrumpf neben einem halb fertig geschuhten Peitschenstiel. Sonst sind im Zimmer noch einige kleine Hängeschränke für Victualien, einige hölzerne oder aus Weiden geflochtene Stühle, ein Korb mit einer Guckhenne oder Gans, deren Küchel piepend umherlaufen, die umhergestreuten Brodkrumen aufzulesen. Die schmutzigweißen Wände sind hier und da mit einem bunten Bilderbogen, gewöhnlich den alten Fritz, oder Blücher zu Pferde, oder den Großherzog darstellend, beklebt; an der Thür ist ein Wandkalender angenagelt. Ueber dem

Tisch hängen in kleinen Lederösen befestigt so viel hölzerne Löffel, als täglich Gäste am Tisch sind. Jedes, Knecht oder Magd, hat seinen bestimmten Löffel, den es gewöhnlich selbst auschnigt. Der Fußboden ist aus rothen Ziegelsteinen, die aber von dem beständigen Schmutz eine dunkle Farbe bekommen haben, denn die Stiefeln der Knechte werden nie, wenn sie vom Felde kommen, vorher gereinigt, und Enten, Hühner u. s. w. laufen frei in der Stube herum. Neben dieser Wohnstube befindet sich eine ähnliche, aber etwas kleinere Kammer, in der das grün angestrichene breite Ehebett des Bauern, mit blaueatmenen Vorhängen, und einige große hölzerne Laden (Koffer) mit Leinwand und Kleidern für Frau, Mann und Kinder stehen. Auf dem tiefsten Grunde einer dieser Laden ruht gewöhnlich der blaue Strumpf mit harten Guldenstücken, ja oft auch noch ein kleiner Lederbeutel mit blanken Louisd'ors vom Pferdehandel herrührend, dann der Contract und das Amts- und Contributionsbuch des Bauern. Sonst giebt es noch einige Vorrathskammern für Wolle, Eier, Butter, Aepfel u. s. w.; einen kleinen Kartoffelkeller unter der Kammer der Mädchen. — Ein spitzig zulaufendes, von Alter geschwärztes und mit Moos bewachsenes Dach reicht außen an dem einen Giebel, wo die Einfahrt sich befindet, bis auf 6 Fuß vom Erdboden, und bildet so von Außen gesehen den Haupttheil des ganzen Gebäudes. Oben an jedem Giebel laufen die beiden äußersten Giebelbalken noch einige Fuß darüber heraus, und sind in Gestalt von Pferdehälsen und Köpfen ausgeschnitten. Die niedern Wände des Hauses sind aus Balken, zwischen denen mit Stroh umwundene und dann mit Lehm bestrichene Stäcken befestigt sind, gebildet, und einmal weiß angestrichen gewesen. Da in dem ganzen Gebäude nur zwei ordentliche Fenster sind, die Wände aber einzelne Löcher enthalten, um Luft und Lichtschimmer durch zu lassen, die zuweilen mit Strohbindeln verstopft werden, so sieht das Ganze von Außen eher einer Scheune als einem Wohnhause ähnlich. Die Bauart hat hinsichtlich der Wärme, der Fütterung und Beaufsichtigung des Viehes viele Vorzüge, ist sonst aber schlecht, und besonders feuergefährlich. Mit dem Wohnhause in gleicher Linie und eben so gebaut, nur etwas kleiner, liegt ein Gebäude, welches den Stall für 30—40 Schafe, Ställe für Gänse, Hühner und die Koben für 6—10 große und kleine Schweine, und die sogenannte „Hauskammer“ enthält, in der sich der Bauer, mit Ausnahme der eigentlichen Räder, alle seine ländlichen Werkzeuge, als Pflüge, Wagen u. s. w. selbst verfertigt. Mit diesem Stall bildet die „Kurnschünn“ einen rechten Winkel. Nicht weit von der Scheune ragt der große Hehebalken des „Sod“ (Brunnen), an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an der andern der schwere Stein zur Erleichterung des Herausziehens. Das Brunnenloch, mit einer niedern Verzäunung umgeben, ist unbedeckt, daher Regen und sonstige Unreinlichkeiten leicht hineinkommen können. Um diesen Sod stehen einige lange Holztröge zum Tränken des Viehes. Der Hofplatz, auf zwei Seiten von diesen Gebäuden, auf der andern Seite von Straßen und Garten-

zaun eingeschlossen, ist ein einziger großer Dunghaufen mit wenigen trockenen Stellen, auf welchen Hacken, Eggen, oder Wagen herumstehen, und ein großer Haufen von Buschholz zum Brennen aufgestapelt ist. Das Ganze sieht wüst, schmutzig, ja selbst verfallen aus.

Neben dem Hofplatz und durch das Haus von demselben geschieden erstreckt sich der mehrere Morgen große Garten. Einige Obstbäume geben fast allein demselben ein gartenähnliches Ansehen, sonst gleicht er mit seinen Kartoffeln, Bohnen, Kohl und den vielen grünen Grasplätzen, zum Weiden des jungen Viehes, vollkommen allem übrigen Acker. Nur unmittelbar unter den Fenstern des Hauses ist das Walten einer pflegenden Hand sichtbar. Ein leicht aus Weiden geflochtener Zaun umgiebt hier einen kleinen Blumengarten. Sind es auch nur einige ganz gewöhnliche Blumen, Topfnelken, Goldlack, Levkojen, etwas Reseda und Salbeikraut, so ist der Anblick doch erfreulich. Liesch, die einzige Tochter des „Schulten“, hatte sich dieses kleine Gärtchen angelegt, hegte es mit vieler Liebe, und war stolz darauf, wenn ihre Sträucher, die sie an Sonn- und Festtagen beim Besuch der Kirche, oder beim Ummähen des Weizens, oder ähnlichen festlichen Gelegenheiten am Busen trug, den verdienten Beifall unter allen Mädchen des Dorfes fanden.

So ist der Schauplatz unsrer einfachen Erzählung.

Es wird im Dorfe allmählich lebendiger, obgleich noch sehr früh am Morgen, denn die Ziffer der Kirchturmuhre zeigt kaum auf die vierte Stunde. Auch die große Hofthür des Schultenhauses öffnet sich zur Hälfte, und ein Mädchen, frisch wie der eben begonnene Tag, tritt aus dem Dunkel. Ihr Anzug ist sehr einfach. Ein bis halb über die Wade reichender Rock von eigen gemachtem, grün, schwarz und roth gestreiftem Wollenzuge, unten am Saum mit drei fingerbreiten grünen Bandstreifen eingefast, ist lose um die vollen Hüften gebunden; den Oberkörper bedeckt ein offenes Leibchen von grobem grünem Tuch, ohne Aermel, und läßt vorn und an beiden Armen das weiße Hemd sehen. Die hellblonden Haare von seltener Fülle und seidenartigem Glanze sind lose im Nacken hinten aufgebunden, oben auf dem Hinterkopf durch ein ganz kleines, der Form nach einer Kindermütze ähnliches Käppchen von buntem Kattun, und mit schmalem hellgrünem Bande zugebunden, zurückgehalten. Die kräftige Wade, welche halb unter dem kurzen Rock hervorschaut, ist mit selbstgestrickten blauwollenen Strümpfen bedeckt, der zierliche Fuß ruht aber in einem plump gearbeiteten, schweren Holzpantoffel. Das runde frische Gesicht, mit großen blauen Augen, von sanftem, frommem Ausdruck, dazu die schlanke und dabei doch kräftige Gestalt bildeten ein ansprechendes Ganzes. Kein Wunder, daß „Liesch“ als hübschestes Mädchen im ganzen Dorfe bekannt ist; dazu ist sie noch die beste Tänzerin auf Dorebier und Fastellabend (Erntebier und Fastnacht), die flinkeste Binderin in der Ernte, die lauteste Sängerin beim Heimgang von der Arbeit, die immer die meisten

neuen Lieder weiß, und die reichste Erbin. Die möchte' ein Jeder gern als Brunt (Braut) haben, und die jungen Bauernsöhne kommen oft ein Paar Stunden weit her, um mit ihr tanzen zu können. Wie freundlich grüßt auch jetzt eben der Postillon, der mit seinen mäden Rossen, mit denen er eine Russische Fürstin nach Lübeck gefahren hat, langsam durch das Dorf zurück reitet, über den Zaun herüber: „Goden Morgen, Schulten-Dochter, so tiedig all upp?“ „Ja, is all öwer veir Uhr, da möt ick dee Köhe börmən“, antwortet das Mädchen. Der Postknecht setzt das Horn an den Mund, und freudig tönt sein „Trent euch des Lebens 2c.“ in den schönen Morgen hinein, so daß Liesch noch eine ganze Weile mit Wohlgefallen ihm nachlauscht. Dann geht sie raschen Schrittes zum Sod, das Wasser zum „Börmən“ (Tränken) der Kühe aufzuwinden und die Tröge zu füllen, während der „Köhierd“ erstere unterdessen losgebunden hatte, so daß sie, eine nach der andern, leise brummend angelaufen kamen. Kaum hatte Liesch den Eimer einige Mal in Bewegung gesetzt, so kam aus der Scheunenthür ein junger Knecht angeschlichen. Leise, so daß das eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigte Mädchen ihn nicht bemerkte, schlich er sich hinter ihren Rücken. In demselben Augenblick, wo sich ihre über den Sod gebeugte Gestalt aufrichtete, den vollen Eimer aufzuziehen, fühlte sie sich von kräftigen Armen umfaßt, und eine braune, hartgearbeitete Hand bog ihren Kopf so geschickt zur Seite, daß der Störer schon einige Küsse auf die rothen Lippen gedrückt hatte, bevor sie nur den Mund zum Sprechen öffnen konnte. Der vor Schrecken losgelassene volle Eimer fuhr plumpend nieder in die Tiefe. „Nower Jochen, wat häst Du mie verwiert, wo kannst Du ock so angeschläcken kamen“, schalt das Mädchen, und gab sich alle Mühe, böse auszu sehen. Aber ihr Auge glänzte so freundlich, daß man trotz der kleinen Falten auf der Stirn ihr wol ansah, die Störung sei nicht unangenehm gewesen. Jochen war aber auch nicht allein der beste, kräftigste, sondern auch hübscheste Knecht des ganzen Dorfes. Wie er da so mit seinem offenen, gutmüthigen Gesicht, dem krausen, blonden Haar da stand, die breite Brust nur mit dem vorn offenen Hemde bedeckt, die kräftigen Beine in einem Paar weiten, faltigen Leinwandhosen, ein Bild der Kraft und Gesundheit, da hätten sich noch viele andere Dirnen in ihn verliebt.

„Goden Morgen, mien söte Liesch, wat sübst Du wedder glat aut, Du möst mie noch Paar Küß geben“, entgegnete der Bursche auf alles Schelten, sie dabei wieder von Neuem umfassend.

„Dafür dat mie dat vulle Emmer wedder in den Sod fallen is, soll ick Die noch küssen, lat mie tosräden, ick hāw so kenne Tied mieh'r, denn wenn dee Wader upstahn is und ick hāw dee Köß noch nich börm't, so weest Du, dat hee blarft (schilt).“

Jochen ließ sich nicht abschrecken. „Ach wat, ick will die dat Wader wol herumtrecken.“ Spielend zog er den schweren Eimer mit einer Hand herauf,

während er mit der andern seine Lisch umfaßt hielt. Ueber die Kraft ihres Zochens erfreut, sah Liesch zu, und als die Kühe tranken, gab sie ihm unaufgefordert ein Paar Duzend Küsse. So stand das Paar plaudernd und küssend am Brunnen unter den Kühen, die manchmal traulich sich der Liesch näherten, und leise vor Wohlbehagen brummend, sich auf der Stirn kraulen ließen, und war glücklich und froh.

Zochen, der Sohn eines armen Dorfwebers, war noch als „Schooljung“ in den schulfreien Sommermonaten, gegen Kost und 4 Thaler Lohn, als Kuhhirte in den Dienst des Schulzen getreten. Damals hütete Liesch die Gänse des Vaters, und da Kuh- und Gänseweide nicht sehr weit von einander lagen, so besuchte die kleine 10jährige Liesch oft den 13jährigen Zochen, und suchte Fremsen (Kornblumen) mit ihm, aus denen sie dann Kränze wanden, oder hörte zu, wie er auf der aus Weidenbast verfertigten Flöte blies, oder ergöhte sich an der zahmen Krähe, die er als Junge aus dem Nest ausgenommen hatte, und die nun, schreiend und ihm aus der Hand fressend, ihm immer auf dem Felde nachslog. So hatten die Kinder den ganzen Sommer mit einander gespielt, und sich so an einander gewöhnt, daß Jedem die Zeit erschrecklich lang wurde, wenn das andere nicht bei ihm sein konnte. Aber ein Vorfall sollte ihre Freundschaft noch mehr befestigen. Eines Abends, als Liesch, der gerade die Mutter ein brennend rothes Brusttuch mit gelben Blumen vom Jahrmarkt mitgebracht hatte, wohlgefällig in diesem Staat durch das Dorf ging, um sich bewundern zu lassen, kam die Kuhheerde vom Nachbar angetrieben. Der „Bull“, schon so oft „krusnäsig“, schien kein gleiches Wohlgefallen an dem rothen Tuche, wie dessen glückliche Besitzerin, zu haben, sondern lief in starkem Trabe mit lautem Gebrüll auf sie los. Vergebens schrie das geängstigte Mädchen, und lief, eine Thür zu erreichen; das wüthende Thier war schon nahe daran, sie einzuholen, da erschien plötzlich ein Retter in der Noth. Zochen, der etwas früher mit seiner Heerde eingetrieben war, stand noch auf dem Schulthof, als er das Hilfsgeschrei des Mädchens und das Brüllen des Bollens hörte. Schnell sprang er über den Zaun, lief, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, dem Thier entgegen und klopfte ihm mit der langen „Schwäb“, die er als Kuhhirte noch bei sich hatte, tüchtig um die Ohren, so daß es in seinem Laufe inne hielt, und als nun noch „Strom“, der graue Hirtenhund, bellend an ihm emporsprang, eiligt umkehrte, von Zochen lachend verfolgt, der noch einige Peitschenhiebe ihm nachknallte. Von diesem Augenblick an war die kleine Liesch ihrem Erretter mit schwärmerischer Liebe zugehan. Nicht daß sie viele Worte gemacht hätte, denn das liegt überhaupt nicht in der Art des Mecklenburgischen Landvolkes, aber alle ihre Handlungen zeigten dieselbe. Wenn ihre „Modder“, die damals noch lebte, ihr einen „Stuten“ (Semmel) aus der Stadt mitgebracht hatte, so suchte sie gewiß ihren Zochen auf, um ihm die größte Hälfte davon zu geben. Und als sie später viel zu der

„Fru Pastourin“ ging, die an dem hübschen, artigen Kinde Wohlgefallen hatte, und es mit ihren Töchtern zusammen im Nähen und Stricken unterrichtete, und dort oft hübsche bunte Bilder zum Einlegen in die Bücher erhielt, so gab sie Zochen gewiß immer die buntesten davon. Als Zochen aber, der trotz seiner Munterkeit doch in der Schule der fleißigste war, und ganz gut gedruckt und „geschräben Schrift“ lesen, ja sogar seinen Namen schreiben konnte, im 14. Jahr nach dem „Nachtmahl“ (Confirmation) in den Dienst treten mußte, da zog er als „Lützung“ (unterster Knecht) zum Schulzen, obgleich es bekannt war, daß er oft den „Tagel“ (Stock) gebrauchte, und die „Schultenmudder“, Liesch ihre Stiefmutter, gar geizig mit der Kost sein sollte. Aber der Wunsch, mit seiner Liesch unter einem Dache zu sein, mit ihr aus einer Schüssel zu essen, trieb ihn zu dieser Wahl. Und wie er zuerst seinen Jahreslohn empfing, und der Schulz ihm die 10 Gulden hinzählte, da nahm er einen ganzen halben Gulden davon ab, und kaufte auf dem nächsten Jahrmarkt das schönste rothe Band, das zu finden war, für den Hut seiner Liesch. Aber auch sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und stopfte oft in später Abendstunde seine Strümpfe, oder flickte seine Hemden, und suchte ihren Stolz darin, daß er beim Annähen und beim „Darebier“ stets die weißesten Jacken oder Hosen hatte. Und wie der junge Hengst ihn so bedeutend am Fuße geschlagen hatte, daß er mehrere Wochen das Schmerzenlager hüten mußte, da wollte zuerst das Weinen kein Ende nehmen, und so viel es nur die schweren Arbeiten erlaubten, schlich sie sich in seine Kammer, ihm Pflege angedeihen zu lassen. Ja sie ging sogar in das Pastorenhaus, und bat ihre alte Gönnerin, die Pastorenfrau, um eine Flasche Wein, so daß Zochen zuerst in seinem Leben, außer beim „Nachtmahl“, dieses ungewohnte Getränk kosten konnte.

Zochen stieg nun allmählich durch alle Grade des Knechtthums, ward „Mittelnknecht“ und mit dem 19. Jahre „Grottknecht“ im Hause des Schulzen. Unbestritten war er der hübscheste, kräftigste und dabei gestittetste Knecht des ganzen Dorfes. Wenn er am Sonntag Nachmittag mit den frisch mit Thran geschmierten Stiefeln, den weiten, langen, weißen Leinwandhosen, der bunten Rattunweste, der kurzen blauen Jacke von „Lacken“ (Tuch) mit vielen blanken Bierknöpfen, um den Hals lose ein kleines Tuch geschlungen, durch das Dorf ging, da lachte ihm mehr als eine Dirne zu. Und welche Lust war es anzusehen, wenn er auf seinem dicken „Sadelpierd“ in nachlässiger, aber doch sicherer Haltung saß und mit der langen „Schwab“ (Peitsche) klapppte, daß es durch das ganze Dorf schallte, und seine vier Braunen dann vor lauter Uebermuth „für Sprung“ (im Galopp) angehen wollten, trotzdem, daß sie ein schweres Fuder Mist in der schlechten Dorfstraße hinter sich hatten. Aber er liebte sie auch, seine Pferde, nächst seiner Liesch und seiner Mutter, die im „Armenkathen“ (Armenhaus) ein kleines Stüblein hatte, auf dieser Welt am Meisten. Sie glatt und „buckig“ (gut gefüttert) zu sehen, war sein höchster Stolz, und obgleich man ihn unbe-

denklich hätte zwischen ungezähltem Gelde stehen lassen können, so wußte er doch mit vieler Schlantheit und Gewandtheit jede Gelegenheit zu benutzen, um ein Paar Hafergarben oder tüchtige Brodschnitte heimlich für seine Pferde auf die Seite zu bringen. Auch in allen Arbeiten und ländlichen Belustigungen, wie sie im Leben eines Großknechts vorkommen, suchte er seinen Meister. Wie fiel der Weizen unter dem gewaltigen Schwunge seiner Sense, wenn die Piesch hinter ihm herband; — kaum daß die andern Mäher zu folgen vermochten. Beim Einfahren da stackte er die schweren Garben so nur mit einer Hand auf das hohe Fuder, und noch nie hatten sich bei ihm die Mädchen oben auf dem Fuder die Hände an den Forkenspitzen verlegt, wie es bisweilen aus Ungeschicklichkeit der aufstackenden Knechte wol vorkommt. Beim „Tründelspähl“ des Sonntags Nachmittags mußte man ihn sehen. Mit welcher Gewalt fauste der schwere eichene Tründel durch die Luft, wenn Jochen ihn warf, so daß Keiner der Gegend ihn aufhalten konnte; wie geschickt wußte er denselben aber mit seiner langen Stange umzuschlagen, wenn die Gegenpartei am Wurfe war. Die Seite, bei der Jochen stand, wurde selten zum Dorfe hinaus gedrängt. Und hatte doch neulich der „Muslant“ im „Kroog“ (Birtshaus) laut gesagt, so schön wie von Jochen habe er den „Küßedanz“ noch nie tanzen sehen, und der mußte dies doch wissen, denn seit 25 Jahren war er bei allen Musiken im ganzen Lande. Betrunknen war der Jochen nie, selbst wenn er vom Jahrmarkt nach Hause ging, wo doch fast die meisten Knechte „Einen gefaßt hatten“. Er trank zwar auch seinen Schnaps, wie es einem ordentlichen Knechte zukommt, aber Der sollte im ganzen Dorfe noch kommen, der den Jochen je besoffen gesehen hätte. Und auch von den andern „Schelmenstücken“, wie die Knechte sie oft in den langen Winternächten verübten, hielt er sich fern, und noch nie hatte er aufs Amt gemußt. Von Nachts zu den Mädchen gehen und von Kartenspielen im Krüge war gar keine Rede. Wenn er sich ein Paar Schillinge vom Lohn ersparen konnte, gab er sie der Mutter, daß diese sich etwas Eichorie dafür kaufen, und sich so einen Topf Nachmittags-Kaffee kochen konnte, welcher der alten Frau so gut schmeckte. Alle diese vielen guten Eigenschaften des Jochen hatten auch schon den „Eddelmann“ auf dem benachbarten Hofe bewogen, demselben die Stelle eines Kutschers anbieten zu lassen. So ein Kutscher auf dem Hofe ist doch gleich ein ganz anderer Kerl, als ein Knecht beim Bauer. Wie schön hätten dem Jochen gewiß der seine blaue Rock mit den blanken Wappenknöpfen, und die rothe Scharlachweste, und die engen weißen Lederhosen, und die blanken Stulpsstiefeln mit den blizenden Spornen und der runde Hut mit der funkelnden breiten Goldlize und der bunten Cocarde gestanden. Und nun gar die Pferde. Es ist wahr, des Schulzen Braunen waren nicht schlecht, aber gegen die 4 Kutschschimmel auf dem Hofe kamen sie doch nicht auf, die wären für den Großherzog selbst nicht zu schlecht gewesen. Dazu gab der Gutsherr seinem Kutscher außer der Livree 24 Thaler jährlichen Lohn,

ohne die Trinkgelder. Beim Bauer hatte der Großknecht aber nur 14 Thaler Lohn, und 12 Ellen Hemden, und 12 Ellen flachen Linnen, und 2 Pfund Wolle zum Strümpfstricken, und was an Trinkgeld abfiel, war auch nicht viel, wenn es auch manchmal beim Pferdeverkauf einen Gulden Halftergeld gab. Jochen hatte sich bei solchem Anerbieten auch wohl bedacht, ob er es nicht annehmen und zu Gallen nach dem Hofe ziehen sollte. Da sah er aber seine Liesch, und es fiel ihm ein, daß er diese dann nicht täglich mehr sehen könne. Eines Abends, wo Liesch spät von der Stadt heimkehren sollte, ging Jochen, besorgt über ihr langes Ausbleiben, ihr auf dem halben Weg entgegen, und kam gerade dazu, wie drei betrunkene Handwerksburschen das Mädchen umringten und mit ihren Liebkosungen bedrohten. Der wüthende Knecht hieb mit seinem Peitschenstiel derb auf sie ein. Aber als er nun in dem stillen Abend das noch erschrockene Mädchen nach Hause führte, da sprachen ihre Lippen zum ersten Mal es aus, woron das Herz Beiden so voll war. Sie gelobten einander „Brut und Brügam so sien, und den Vader to birren (bitten), dat see sie frien können“, und einige herz hafte Küsse besiegelten den Bund. Aber ihre Liebe war unglücklich, und erhielt nicht die Billigung von Lieschens Aeltern. Der Schult war, wie alle Leute im Dorfe sagten, „een gungelick rieke Kierl (ein gräulich reicher Kerl), dee sien Dochter an duzend Daler mitgeben künn“, und hatte dabei seine tüchtige Portion Geldstolz. Jochen's Mutter aber lebte im Armenhause, und außer seinen gesunden Armen hatte er kein Vermögen. Als daher Liesch und Jochen an einem Sonntag Morgen, wo er gerade in die Kirche gehen wollte, zu ihm in die Kammer gingen und um seine Einwilligung baten, da fluchte er gewaltig, drohte der Tochter, er wolle ihr mit dem Stock solche dumme Dinge aus dem Kopfe treiben, und verschwor sich, sie solle nur einen reichen Bauern oder Stadtmann heirathen. Und der „Schult“ war ein „Duerkopf“, der wohl hielt, was er sagte. Trotzdem behielt er Jochen im Dienste, denn er wußte zu berechnen. So lebten Liesch und Jochen unter einem Dache mit einander fort, und aßen aus einer Schüssel, das Beste von der Zukunft hoffend. Erkappte der Schult oder die böse Stiefmutter sie bei einer zärtlichen Zusammenkunft, so gab es freilich sehr heftige Schelte, ja sogar Drohen mit Schlägen, doch wie leicht verschmerzt die Liebe solche kleine Dinge. So waren schon einige Jahre bis zu dem Morgen, wo wir Liesch und Jochen zusammen am Brunnen finden, ohne besondere Ereignisse vergangen.

Pariser Botschaften.

Warum dieser Luxus von Orientalischen Gesichtern im Gymnase, woher die vielen langen Nasen und der Deutsche Accent, welcher in der Conversation des